



Julia Holbe, Jahrgang 1969, ist Luxemburgerin.
Sie lebt in Frankfurt am Main und in der Bretagne.
Zwanzig Jahre lang arbeitete sie als Lektorin für internationale
Literatur im S. Fischer Verlag. Ihr Romandebüt
Unsere glücklichen Tage begeisterte die Leserinnen
und Leser. *Boy meets Girl* ist ihr zweiter Roman.

Boy meets Girl in der Presse:

»Die alte Boy-meets-girl-Geschichte eben, aber um so vieles
besser erzählt. Überraschender und unbeschwert, leicht und
luftig. ... Man spürt die Lust am Leben, die diesem Roman
innewohnt.« Christine Westermann, *stern*

»Julia Holbe erzählt mit Leichtigkeit von den Preisen,
die wir in unserem Leben zahlen, von unserem Scheitern,
unseren Verlusten und unserer Angst davor. Es ist viel mehr
als nur ein Davor oder Danach, denn alles zusammen macht
sie aus: die Landkarte unseres Lebens.« Zsuzsa Bánk

»Leichtfüßig erzählt Holbe von magischen Momenten.«
Petra

»Ein charmanter und mit leichter Hand entworfener
Roman.« *Kleine Zeitung*

Außerdem von Julia Holbe lieferbar:
Unsere glücklichen Tage

JULIA HOLBE
BOY MEETS
GIRL

Roman



PENGUIN VERLAG



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2023

Copyright © 2022 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: bürosüd,
nach einem Entwurf von Sarah Hensmann
Umschlagabbildung: Arcangel Images/Mark Owen
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-328-11013-2

www.penguin-verlag.de

*Es wäre schön, wenn das alles wahr sein könnte,
aber da dem nicht so ist, habe ich in diesem
Buch nur versucht, es interessant zu machen.*

ERNEST HEMINGWAY, Paris – Ein Fest fürs Leben

*Und dann zerplatzt der Traum in eine Million
winzige Teile. Der Traum stirbt. Und dann
bleibt einem nur noch übrig zu wählen: Man
kann sich mit der Realität abfinden, oder man
kann wie ein Idiot von vorn anfangen und
einen neuen Traum träumen.*

NORA EPHRON, Sodbrennen

Für Hugo und Grant,
old friends

1

Als ich ihn zum ersten Mal sah, hatte ich eigentlich Augen für niemanden.

Am Abend zuvor war Paul erst spät von einer Reportage-reise nach Hause gekommen, er war in letzter Zeit viel unterwegs gewesen, und dann hatte auch noch der Zug Verspätung gehabt, ich hatte gekocht, Spaghetti mit Venusmuscheln, das Essen wurde kalt.

Paul war furchtbar schlecht gelaunt und verschwand in seinem Arbeitszimmer.

Ich aß allein, direkt aus dem Topf, und trank die Flasche Weißwein zu Ende, die schon angebrochen war.

Es war ein unendlich schöner Frühlingsabend. Ich hatte noch keine Lust, ins Bett zu gehen.

Ich warf eine Waschmaschine an, die Sachen aus Pauls Tasche, und dann setzte ich mich auf den Balkon und rauchte eine Zigarette. Ich rauchte seit Jahren heimlich, weil Paul das nicht mochte, gar nicht wegen des Geruchs, sondern aus Prinzip. Und ich tat ihm den Gefallen.

Ich sah hinunter in den Park und hörte die Stimmen, die zu mir nach oben drangen, die Kinder, die noch spielten, und das Plopplop der Bälle, die die Jugendlichen warfen, und jemand im Nachbarhaus übte bei offenem Fenster Geige. Es hörte sich gar nicht nach Üben an.

Die Wolken waren unglaublich, und in der Küche stand ein

verlassenes Döschen Safran. Ich hatte keinen Safran verwendet, weil Paul ihn nicht ausstehen konnte.

Ich mochte Safran.

Er war der neue Englischlehrer an der Schule des Viertels.

Das wusste ich noch gar nicht, als ich ihn am nächsten Morgen im Supermarkt traf. Wir stießen aus Versehen zusammen, und mir fiel ein Joghurtglas runter. Naturjoghurt, 3,8 %. Ein einziges Joghurtglas kann eine riesige Sauerei sein. Wir standen vor der Joghurtpfütze und mussten lachen. Normalerweise bin ich schlecht gelaunt, wenn mir was runterfällt. Wir begannen eine Unterhaltung, während wir mit Zewa-Tüchern die Scherben und die Joghurtmatsche wegwischten. Als alles gewischt war, unterhielten wir uns immer noch. Ich war nicht sicher, wie alt er war, aber eindeutig jünger als ich. Er sei noch nicht lange hier, sagte er, gerade erst hergezogen, aber er sagte, er mag den Fluss und die Enten und die Lebendigkeit der Stadt. Er hatte einen ziemlich schönen Akzent, den ich nicht genau einordnen konnte.

Als wir uns verabschiedeten, zwinkerte er mir zu. Ich ging nicht drauf ein und lächelte nur.

»Sie haben ein umwerfendes Lächeln«, sagte er.

Ich lächelte ihn ein letztes Mal an und verschwand.

Ich fuhr mit dem Fahrrad nach Hause und hängte die Wäsche vom Abend zuvor auf.

Ein schwarzer Damenschlüpfer, der nicht mir gehörte, war darunter.

Es durchfuhr mich kalt, wie ein Riss, aber gleichzeitig war ich nicht überrascht. Ich fühlte mich wie in einem Film, es war demütigend und wahnsinnig komisch zugleich. Später würde es eine gute Geschichte werden.

Ich dachte in dem Moment darüber nach, ob ich Schlüpfer

oder Unterhose oder Höschen sagen sollte. Das Ding war jedenfalls hässlich und aus schwarzer Baumwolle, etwas ausgeleiert und größer als meine eigene Unterwäsche, was mich irgendwie beruhigte. Das Markenschild war schief abgeschnitten, was ich schlampig fand und ein bisschen eklig, weil ich mir vorstellte, wie es sie hinten kratzte. Mich beleidigte dieses ausgeleierte Ding in gewisser Weise mehr als ein teures, kleines Seidenteil. Auch in seiner Traurigkeit. Und in meiner.

Ich ging in Pauls Arbeitszimmer, stellte mich vor ihn und hielt das Höschen hoch.

Eigentlich war es die Art Szene einer Ehe, die einen mit Genugtuung hätte erfüllen können, aber das tat es nicht.

»Das war in deiner Reisetasche.«

»Ich muss was fertig schreiben«, sagte er.

Es dauerte, bis Paul von seinem Computer aufblickte.

»Was ist das?«, fragte er.

»Sag du es mir.«

»Keine Ahnung, wo der herkommt«, sagte Paul, ein bisschen empört. Und ein bisschen unwirsch. »Der lag vielleicht im Hotelschrank. Oder in der Bettritze.«

Er stieg immer nur in sehr guten Hotels ab. Da lag nichts in der Bettritze.

»Da liegen doch nicht irgendwelche Schlüpfertum«, sagte ich.

»Weiß ich doch nicht«, sagte Paul und tippte weiter.

»Wer ist sie?«

»Ich sag dir doch, ich weiß nicht, wo das herkommt. Es ist gar nichts.«

Irgendwann vor Jahren hatte ich mir geschworen, wenn ich noch einmal in meinem Leben den Satz »Es ist gar nichts« höre, begehe ich ein Gewaltverbrechen.

Was mich am meisten traf, war das Lügen.

Ich beging natürlich kein Gewaltverbrechen. Ich tat das Gegenteil davon.

Ich hatte Sitzungen mit Patienten, die ich nicht absagen konnte, meine Verpflichtung als Therapeutin. Aber heute hatte ich nicht viel zu sagen und ließ die Paare reden. Ich hätte selbst eine Sitzung gebraucht.

Am Abend waren wir mit Freunden verabredet. Paul und ich schwiegen während der ganzen Autofahrt.

Wir verbrachten einen sehr netten Abend mit unseren Freunden, wir aßen und tranken und waren fröhlich. Ich war beeindruckt, wie gut ich mich beherrschen konnte. Als sei das etwas Beeindruckendes. Eigentlich war ich nur auf unwürdige Weise anpassungsfähig. Ich war ein emotionales Chamäleon.

Und dann schwiegen wir auf der Rückfahrt weiter, und als wir nach Hause kamen, ging Paul schlafen.

Im Grunde wollte ich mich nicht beherrschen. Ich wollte nicht darüber hinwegsehen. Ich wollte eine Szene machen und dann ganz ordentlich meine Kleider zusammenlegen, meine Lieblingsbücher und ein paar Fotos in einen Koffer packen, ein Taxi rufen und wegfahren. Egal, wohin. Zum Bahnhof oder zum Flughafen oder ins nächste Hotel.

Aber ich tat es nicht. Ich tat es verdammt noch mal nicht. Und ich konnte mich dafür nicht ausstehen. Ich traute mich einfach nicht. Nicht, weil ich nicht mutig genug war, sondern weil ich wusste, dass dann mein Leben, so wie ich es führte, vorbei sein würde. Und ich mochte mein Leben. Und dieser Teil gehörte irgendwie auch dazu.

Immer wenn das früher vorgekommen war, hatte ich mir gesagt, ich bleibe noch, bis unsere Tochter ausgezogen ist. Das war sie jetzt schon seit ein paar Jahren. Franny studierte Ingenieurwissenschaft in Grenoble. Sie machte etwas, worauf ihre Eltern nie gekommen wären. Sie machte das, was sie wollte.

Jedenfalls war sie weg, und ich war immer noch hier.

In Wirklichkeit war ich gar nicht wegen ihr geblieben, sondern wegen mir. Ich hing an meinem Leben. Ich wollte es behalten. Trotz allem.

Vielleicht machte mir alles andere auch nur Angst.

Ich blieb in dieser Nacht noch lange wach. Ich lag auf dem Sofa und machte Listen. Meine Freundin Lou sagte immer, bei Krisen helfen Listen, nicht nur Pro-und-contra-Listen, um die Situation besser einordnen zu können, sondern Listen mit Dingen, die man mag und nicht mag. Eigentlich wusste ich, was ich mochte: den Geruch von frisch geschnittenem Heu, zu kalten Weißwein, Waffeln, im Bett lesen, einen Spaziergang im Park. Oder die Idee eines Spaziergangs im Park.

Wenn man noch weiß, was man mag oder nicht mag, lebt man noch.

Gerade fiel mir nichts ein, was ich auf die Liste schreiben konnte.

Das schrieb ich Lou.

Sie schrieb mir zurück: *Die Tage werden kürzer, meine Liebe.*

Womit sie recht hatte.

Lou war meine beste Freundin seit immer. Ich weiß nicht genau, wann »immer« begonnen hatte, aber ein Leben davor, ein Leben, in dem es sie noch nicht gegeben hat, war unvorstellbar. Sie war aus irgendwelchen Gründen ein bisschen älter als ich. Mittlerweile hatte sie drei erwachsene Töchter von zwei verschiedenen Männern. Wenn es Lou nicht gäbe, müsste man sie erfinden. Wobei das gar nicht ginge, denn niemandem würde jemand wie sie überhaupt einfallen. Wir waren so unterschiedlich wie Tag und Nacht, und sie war die Nacht. Sie hatte abwechselnd blonde oder dunkelrote lange Haare, mal mit Pony, mal ohne, und sah immer aus, wie aus dem Ei gepellt. Unfassbar und schwer vorzustellen für Leute, die sie damals

gekannt hatten, als sie noch aussah wie eine kleine, verwahrloste Landstreicherin.

Sie war tatsächlich klein.

»Das letzte Mal, als wir dich gemessen haben, waren es ein Meter siebenundfünfzig, und ich glaube, da warst du schon ausgewachsen«, sagte ich immer.

»Sag nicht ›ausgewachsen‹, das hört sich an, als sei ich ein Hund.«

Lou war klein und zierlich, was sie mädchenhaft aussehen ließ, aber ziemlich durchtrainiert. Sie war Yogalehrerin, und sie trug, weder mädchenhaft noch sportlich, gerne Kaschmir-Twinsets mit Perlenketten oder weiße Blusen, die immer weißer waren als die der anderen, ein Weiß, das einen blendete, aber ihr Herz trug eine schwarze Lederjacke.

»Ich zieh mich nur so an, um einen Schutzschild zu haben, ich muss mein Herz in Zaum halten. Wenn ich mich zu wild anziehe, werd ich auch wild«, sagte sie mir einmal.

»Was wäre schlimm daran?«, fragte ich.

»Ich würde mein Leben gefährden. Und alles, was ich habe. Was ich mir aufgebaut habe. Was ich mir erarbeitet habe. Das war alles hart genug.«

Was das war, erzähle ich später.

Sie zog ein Päckchen Zigaretten aus ihrer Tasche und zündete sich umwerfend elegant eine an.

»Zumindest rauche ich«, sagte sie und inhalierte tief.

»Zumindest rauchst du«, sagte ich und nahm mir auch eine.

Das war, als wir uns das letzte Mal gesehen haben.

Ich dachte an Lou und schief auf dem Sofa ein.

2

Am nächsten Morgen ging ich in aller Früh in meine Praxis, um eine Begegnung mit Paul zu vermeiden.

Ich hatte an diesem Tag keine Patienten, ein paar Tage in der Woche waren zum Schreiben meines neuen Buches reserviert, *Erfolgreich Beziehungen beenden*. Zu viele Paare, die über ihre zerrüttete Beziehung sprachen, waren in Schreibphasen nicht gut, zu wenig allerdings auch nicht.

Es war ein strahlender Frühlingstag, und meine Ehe ging den Bach runter.

Natürlich nicht erst seit gestern. Aber ich hatte es nicht sehen wollen. Oder nicht sehen können. Oder beides. Doch jetzt war der Moment da, an dem es mir schlagartig klar wurde. Der Moment, an dem ich es sehen konnte.

Es war schon richtig warm, sogar um diese Zeit, und ich beschloss, laufen zu gehen, um besser nachdenken zu können.

Am Abend hatte ich eine Lesung aus meinem letzten Buch *Erfolgreich Beziehungen beginnen* in einer Buchhandlung im südlichen Teil der Stadt und musste meine Gedanken sortieren und mich vorbereiten. Ich lief den Fluss entlang, und die Stadt erschien mir so mild und ruhig und ländlich, wie sie mir selten vorgekommen war. Ich lief an den Enten und Gänsen vorbei, deren Junge noch vor ein paar Wochen kleine Federknäuel gewesen waren und bald kaum mehr von ihren Eltern zu unterscheiden sein würden.

Aus irgendwelchen Gründen, die ich selbst nicht verstand, war ich gut gelaunt. Vielleicht nicht euphorisch, aber zumindest nicht verzweifelt.

Hüpfen statt heulen, sagte ich mir.

Ich dachte beim Laufen über die Schlüpfersache nach. Mich schmerzte diese Ungewissheit nicht mehr, die Tatsache, nicht zu wissen, wem er gehörte. Ich dachte immer, ich will die Wahrheit kennen, aber wenn ich sie dann höre, was bringt es mir? Wenn die Wahrheit so eine Bedeutung bekommt, ist sie meistens nicht schön. Zumindest ist es nicht die, die man hören will. Wenn alles gut ist, besteht man auch nicht auf der Wahrheit. Mehr als das Bedürfnis, die Wahrheit zu kennen, verspürte ich eine Mischung aus Resignation und Zermürbung. Und gleichzeitig eine winzige Regung, tief in mir drin, wie ein kleines Flattern. Etwas, das sich beinahe wie eine Aufbruchstimmung anfühlte.

Ich hatte ziemlich lange gedacht, das sei alles gewesen in meinem Leben.

Das hatte sich nun geändert.

Ich wollte noch was vom Leben.

Mal sehen, was es noch für mich bereithielt.

Irgendwann. Nicht jetzt. Aber irgendwann.

Denn vorerst würde ich nichts tun. Ich hatte immer alles getan, und es hatte nichts gebracht. Jetzt würde ich die Zeit für mich arbeiten lassen.

Dumme Ausreden, Nora! Du lässt nicht die Zeit für dich arbeiten, du verschwendest sie einfach!, hörte ich Lous Stimme im Ohr.

Als ich nach Hause kam, lag ein Zettel von Paul auf dem Tisch.

Muss nach Rom, drehe dort eine längere Reportage. Hab alles so organisiert, dass ich ein paar Monate weg bin. Ist dir vermutlich recht. Aber irgendwann müssen wir reden.

P.S. Ich hab meinen Schlüssel dagelassen.

Es war mir recht, sogar sehr recht. Ich hätte ihm sein Schweigen natürlich vorwerfen können. Aber ich redete selbst nicht gerne. Was fast niemand wusste. Lou wusste das, natürlich.

Pauls Wohnungsschlüssel lag neben dem Zettel auf dem Tisch.

Ich wusste die Geste zu schätzen.

Die Lesung war gut gelaufen, ich hatte mich an die Zeit gehalten, und das Publikum war freundlich und interessiert, und ich unterhielt mich noch mit ein paar Leserinnen, denen ich ein Buch signierte. Danach fing ich an, meine Sachen einzupacken. Ich wühlte in meiner Tasche, die auf dem Boden stand.

»Verstecken Sie sich vor mir?«

Ich kannte die Stimme, aber ich konnte sie nicht zuordnen. Ich schaute auf. Der Typ aus dem Supermarkt, mit dem Joghurtglas. Er hielt mein Buch in der Hand.

»Wie haben Sie mich so schnell wiedergefunden?«, fragte ich, so lässig es ging.

»Die ganze Stadt ist plakatiert. Unmöglich, Sie zu übersehen.«

Er zog mich auf.

Ich mochte sein Lachen und seine vollkommen einnehmende jungenhafte Art. Warum war mir das im Supermarkt nicht aufgefallen?

»Haben Sie das ernsthaft gekauft?«, fragte ich und zeigte auf mein Buch. »Glaub nicht, dass das was für Sie ist.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Sie sind zu jung und ein Mann.«

»Ich hab es für meine Mutter gekauft.«

Man hätte sagen können, das Eis sei gebrochen, aber da war ja nie Eis gewesen. Nur Joghurt.

»Soll ich es dann für Ihre Mutter signieren?« Ich lächelte.

»Wenn Sie mit mir essen gehen, dürfen Sie es signieren«, sagte er. »Und zwar für mich.«

Es war eine komplett unvernünftige Idee, so was von unvernünftig. Und bescheuert.

Ich dachte an Lou und überlegte, was sie sagen würde.

Was soll's, würde sie sagen. Mach es.

»Allons-y«, sagte ich und sah ihn an.

Er hieß Gregory, und der Akzent war ein neuseeländischer, es war erstaunlich, wie witzig und überhaupt nicht langweilig der Abend wurde. Wir saßen bei einem Italiener, den ich nicht kannte, mit rot karierten Tischdecken und Kerzen in leeren, dickbauchigen Chianti-Flaschen, wir tranken Wein aus Karaffen und aßen Pizza mit scharfer Salami und danach Zabaione mit nur einem Löffel.

Und als er sich die Rechnung bringen ließ, kramte er in seinem Portemonnaie nach Geld und fand keins und zuckte sehr charmant mit den Schultern. Ich lachte und zahlte, und es störte mich nicht. Sowas von nicht.

So einen Abend hatte ich lange nicht mehr gehabt. Es war wie in einer romantischen Komödie. Und zwar in einer guten. Der Abend war ein einziges ungebrochenes Klischee. Für so einen Abend hätte ich alles getan.

Am nächsten Morgen wachte ich früh auf und wusste nicht, wo ich war.

Ich lag in zerwühltem Bettzeug auf einem Futon und hatte Kopfschmerzen. Neben dem Bett lagen Hanteln. Und ein Zettel: *Bin Croissants holen, Kaffee steht in der Küche.*

Wie süß, dachte ich. Wie man sich das wünscht.

Ich stand auf, stolperte über meine Schuhe und suchte eine Kopfschmerztablette in meiner Handtasche. Dann ging ich ins Badezimmer und ließ das Wasser laufen, bis es richtig kalt

war. Ich ließ es lange auf meine Handgelenke laufen und nahm die Tablette. Ich schaute in den Spiegel, schaute mir in die Augen, als sei ich eine andere. Ich schminkte mich so gut es ging, so wie man sich eben schminken kann, wenn man sich am Abend davor nicht abgescminkt und zu viel Wein getrunken hat. Ich machte ein paar Grimassen und lächelte mein Spiegelbild an. Dann zog ich mich an und ging nach Hause.

Lou sagte immer, erst ins Bett und dann verlieben.

Das Erste hatte ich schon mal geschafft. Für das andere war es noch viel zu früh.

Aber man kann nie wissen, wie die nächste Szene aussieht.

Als ich nach Hause kam, machte ich Kaffee und ließ mir die Badewanne ein.

Ich fragte mich, ob ich jemals tagsüber gebadet hatte, und kam zu dem Ergebnis: nein. Ich schminkte mich ab und blieb so lange in der Badewanne liegen, bis das Wasser kalt wurde und ich aufgeweicht war. Dann wartete ich, bis das Wasser ganz abgelaufen war und ich anfang zu frieren. Ich beschloss, ab jetzt mehr Dinge zu machen, die ich davor noch nie gemacht hatte. Dann legte ich mich ins Bett und schlief sofort ein.

Ich wachte auf in der Gewissheit, dass etwas vorbei war. Ich war es nicht gewohnt, dass etwas durch meine Entscheidung vorbei war. Ich hatte damit keine Erfahrung. Ich hatte mich noch nie getrennt. Ich fand das schwierig und hatte es deswegen immer dem anderen überlassen.

In meiner Praxis konnte ich meinen Patienten erklären, wie sie damit umgehen, was sie machen konnten. Was half. Aber ich wusste nicht, was ich selbst tun könnte. Was mir helfen würde. Bei mir selbst scheiterte ich. Bei mir scheiterte mein gesunder Menschenverstand. Meine Vernunft.